

unterwegs und aufgelesen

Textsammlung
von Marion Römer

Herausgegeben: Selbstverlag
Auflage: 3
Redaktionsschluss: 08. Februar 2006

Der Inhalt dieses Buch ist urheberrechtlich geschützt. Vervielfältigungen jeder Art oder Einspeicherungen in elektronische Systeme sind ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig.

Unterwegs nach Hamburg

Was hat dich bewogen mitzufahren? Irgendetwas muss dich doch bewogen haben.

Ich habe darüber noch nicht nachgedacht. Ich wollte einfach mit.

Jetzt denke ich nach: Flucht. Ja. Flucht, höre ich mich sagen, und bin zufrieden mit meinem Satz. Erwarte keine Reaktion. Überraschenderweise kommt sie: Klingt interessant.

Interessant, dass ich flüchte? Wovor eigentlich? Vor mir? Nein, nicht wirklich. Jetzt habe ich das Wort, vor den Verbindlichkeiten. Komme nicht raus aus dem Leben. Will aber. Ja, ich will. Ich dachte, es ginge. Fälschlicherweise. Muss ändern Zeit, Menschen, Ort oder mehr oder alles. Früh um sieben brach es aus mir heraus. Weg, nur weg! Das versteht jeder nicht.

Ich will weg, höre ich mich sagen, weg.
Ich bin ihm dankbar, dass er die Frage nicht stellt.

auf dem Weg nach Hamburg am 16.Juli 02

Regenbrötchen

Regen. Man kann hindurchschauen. Sieht den Brötchenbeutel. Wurstbrötchen. Die Wurst quetscht auf der Seite heraus. So, wie der Bauch aus der Hose unter dem hellblauen Hemd und das Doppelkinn über dem hellblauen Hemdenkragen unter den blonden speckigen Haaren und den Augen hinter der Brille. Man sieht das, weil er höher sitzt in seinem Bus als wir. Stehen auf der anderen Straßenseite. Die Reisegruppe steht draußen im Regen wie wir. Die Brötchen haben es gut mit ihm im Bus. Noch. Die Salzstangen nicht mehr. Die sind schon Brei in Himbeerlimonade. Zwei Hände am Brötchen. Mund und Augen liefern sich einen Wettkampf in der Größe. Er schaut auf Himbeerlimonade, Salzstangen und Brötchen gleichzeitig. Die Hände klammern. Die zweite Hälfte des Brötchens muss Mund und Speisröhre mit Limonade und Salzstangen teilen. Jetzt sind die Hände frei. Beide. Die Augen schauen auf die Reisegruppe im Regen und freuen sich auf das nächste Brötchen, aus dem die Wurst heraushängt im warmen Bus. Diesmal freihändig, schneller. Abgebissen und geschluckt. Mit Himbeerlimonade hinuntergespült. Die rechte Hand schiebt nun doch den Rest in den Mund.. Sie ist fettig. Muss abgeleckt werden, als die linke in den Beutel mit dem letzten Brötchen greift. Die Reisegruppe wird nass. Will in den Bus. Das Brötchen ist weg. Keiner hat bemerkt wie. Die Würsthände am Lenkrad jetzt. Wir stehen im Re-

gen in der Speicherstadt in Hamburg. Später in der
Sushi-Bar schmeckt alles nach Salamibrötchen.

Hamburg, 4. Mai 2002

Vorfreude

Graue Landschaft. Sturm und See fließen ineinander. Nur der Moment hält sie gefangen. Bändigt den Hass und die Liebe. Gibt ihnen Ruhe durch Endlichkeit, Einsamkeit. So lernt er sie halten und versteht, sie vor dem ewigen Wechsel der Gezeiten zu schützen.

Eine kleine Unachtsamkeit, nur ein kurzes Loslassen und Lebenssturm und Schauer würden sie im Nu davon tragen.

Aber, er hält sie ja.

Dennoch.

Unter Augen voller Zärtlichkeit und Händen voller Wärme entflieht ihre Seele.

Fliht vor den Worten, den zuviel gesagten und den nicht gesagten.

12.2.1992

Traumtod

Sie möchte nicht, dass er verliert gegen den Traum.
Der immer wieder kommt.
Sie begehrt. Sie (ver)führt. Sie reizt.
Sie zum Aufbruch drängt.
Zum Bruch.

Sie möchte nicht, dass er verliert gegen den Traum.
Die Erlösung von Sinnlosigkeit und Qual.
Und dem alten Leben.

Er ist jung der Traum.
Und der Tod. Ohne Falten. Weiß und durchsichtig.
Er ist gefroren, damit man ihm ins Gesicht schauen
kann.
Er ist schön.

Aber dann
wird er getötet. Der junge Tod. Verbrannt.
Jetzt ist das Sterben vorbei und das Leben.

Das alles könnt sie ihm (nicht) sagen.

Berlin, 27.1.1999

Die Katze

sitzt auf diesem Baum. Zum ersten Mal. So weit hinauf. Flucht? Wut? Verzweiflung? Grenzgang? Abgrenzung zum Ende?

Streckt sich hinauf zum nächsten Ast. So weit sie will. Sie weiß, hinunter geht es nicht, hinunter muss es springen. Sie wird springen.

Winzig klein sieht sie ihn unten stehen. Er sucht sie. Irrt herum in seiner Verzweiflung. Sie ruft ihn nicht. Er kann sie nicht hören, nicht sehen. So weit weg. Vermutet er sie nicht. Er kennt den Weg nicht mehr. Kann sich nicht strecken. Ist von anderer Natur.

Es ist schön hier oben. Sie sieht den Himmel, die Sonne – Weite.

Er sieht so klein aus von hier oben. Die Erde auch. Als sie springt, spannt sie die Pfoten nicht an. Sie will ihm nicht weh tun.

13.2.1992

Café - Portraits

Der Eierkuchen

Brille, graues Haar, Bauch, braune Wildlederjacke. Tasche. Freizeit? Arbeit? Ein Eierkuchen kommt. In der Speisekarte heißt er Crêpe. Aber so, wie er jetzt gegessen wird, ist es auf alle Fälle ein Eierkuchen. Schon nach der ersten Benutzung ist der Zimtzuckerstreuer halb leer, der Eierkuchen aber erst halb voll Zimt und Zucker. Bedächtigkeit beim Greifen von Messer und Gabel und Bierglas. Den Blick sehnsüchtig auf den Zimt gerichtet. Aber zuerst das Bier. Dann der Eierkuchen. Mit Messer und Gabel. In einem Stück. Für 6,50 Euro. Eierpfannkuchen mit Apfelmus und Zucker und Zimt. Ein Fünfminutenerlebnis. Ein letztes Stück war abgeteilt für den Apfelmus. Es wird immer und immer wieder geteilt. Das Doppelkinn lächelt böse. Die Augen schauen traurig in die Speiseröhre.

Die Erdbeer-Sahne-Torte

Schmales Gesicht. Schnauzer. Gelbweißroter Hemdpulli. Langweilige Jeans. Das elegant auf die Gabel balancierte Stück Torte wird von den vorstehenden Schneidezähnen zurück auf den Teller geworfen. Jetzt wird die Torte geschlachtet. In drei Minuten. Tot. Weg. Wässrige Augen schauen nun in die Runde. Die Zähne, die der Torte im Wege waren, knaubeln jetzt an den Fingernägeln. Aber da ist ja noch der Kaffee in der Tasse.

Das Törtchen

Hinter der Zeitung schauen die Augen auf das Törtchen. Ich sehe, wie sehr sich die üppig geschminkte Dame anstrengt zu lesen. Und nicht das vierte Törtchen so schnell wie die ersten drei zu verschlingen. Sie liest die Gala.

Plötzlich ist das Törtchen weg, ohne dass wir es bemerkt haben. Erstaunt schauen wir uns an. Ich und die Dame hinter der Zeitung.

Hamburg, 2. Mai 2002

Die Liebe wird alt

Ich glaubte
die Liebe
Ist

aber

Sie
Ist
nur etwas,
an das ich glaube.

Ich glaubte,
dass sie es gut mit dir meint,
wenn man sie dich auf Meinen Weg schickt.

Dabei ist sie schon längst umgekehrt
und
in der Ferne verschwunden.
Einsam und krank.

und
hungrig
nach Leidenschaft, Sehnsucht, Mitgefühl.

Willst du mit mir essen?
fragt sie und geht in die Küche
einMal zu bereiten.
Satt legt sie sich hin.

Nur
Ich bin noch immer hungrig nach ihr.
Vielleicht ist sie alt.
Die Liebe.

Und plötzlich fror sie in seinen Armen.
Und plötzlich litt sie unter seinen Blicken.
Und plötzlich zuckte sie unter seinen Berührungen.
Und plötzlich hatte sie Angst.
Auch das Vertrauen wird alt.

22.1.1999

Mondfahrt

Es streitet sich dahin.
Frage nicht
warum.
Nicht mehr.
Schon lange.
Nicht.
Mehr!

Fragt er:
Wieso?
Antworte nicht.
Schon lange.
Nicht mehr:

Wieso
nicht
mehr?

Es streitet sich
Um...
bringt es uns
den Tag.

Dabei ist es schön hier.
Dabei kann es schön sein überall.

Der Tag ist schön.
Trotzdem.

Les sables d'olonne, Atlantique, samedi, 3 juillet, 2004

Eine Liebesgeschichte

Die Sonne.

Sie hatte von der Kraft des Meeres gelesen. Hatte eine vage Vorstellung davon. Dank ihres Urlaubes auf Korsika. Ahnte die Gefahren.

Erfuhr: Der Mensch hat keine andere Wahl als die der Demut (humilité – weiblich, Stamm: Mensch). Jetzt, als ihr diese Geschichte wieder in die Hände fällt, fragt sie sich, weshalb sie Extremerfahrungen immer in Frankreich macht.

Sie hatte von der Faszination des Lichtes der Bretagne auf die Maler gelesen. Am Anfang ihres Urlaubs unverständlich. Später - als der Wind die Wolken so schnell trieb, dass Strand und Meer auseinanderbrachen, dass der Maler tausend Bilder malen würde von diesem Strand und diesem Meer, ohne dass man erkennen könnte, dass es der gleiche Anblick war – erschrickt sie.

Die Sonne. Nicht zuverlässig hier. Sinne(s)täuschend macht sie plötzlich anderen Kräften Platz.

Sie ist froh, diese – von ihm (Er malt.) so sehr ersehnte Kraft der Elemente bisher nicht gespürt zu haben. Sie möchte sie bis zum Ende des Urlaubs nicht spüren! Alles hier ist unberechenbar. Geheimnisvoll. Es fasziniert sie und macht ihr Angst. Es beruhigt sie, dass er da ist. Ein Gefühl, sich immer wehren zu müssen, so wie die Menhire, die allem zum Trotz stehen. So steht sie.

Der Strandweg entlang einer Steinmauer, typisch für die Bretagne, verliert sich im Meer. Ihr Blick

heftet sich auf seinen Rücken. Sie zögert. Bleibt stehen. Instinktiv. Will nicht auf der anderen Seite der Mauer weiter gehen. Dort, wo das Meer wohnt. Er bemerkt das nicht. Sie ruft ihn nicht. Ist es leid. Auch nicht, als sie die Welle kommt. Sie sieht, dass er die Mauer, die ihm als Halt dienen könnte, nicht würde erreichen können. Zu schnell das Wasser. Zu mächtig. Ihr Körper spürt, wie die Woge ihn fasst. Dann ist alles still. So, als wäre nichts gewesen. (Be)sinn(ungs)los schaut sie auf den Mauervorsprung. Sekunden? Minuten? Stunden? Die Zeit ist längst vorbei. Sie bleibt.

Woher dieser Schwebeszustand! Die großen Parameter, in die der Mensch irgendwann, irgendwie, irgendwo geworfen wird, haben längst entschieden. Licht, Wasser, Erde, Zeit. Ist der Mensch von gleicher Kraft?

Sie spürt nichts. Nein, auch keinen Schmerz. Gar nichts. In diesem Moment.

Erst Jahre später geht sie den Strandweg. Sonne begleitet sie. Kein Meer. Sie geht langsam auf die Mauer zu. Hält still, bevor sie um die Ecke biegt. Die Augen auf die Erde gerichtet. Blickt sie auf. Seine Körperlinien im Stein. Steinverbunden. Sie sieht seinen Rücken, sieht nicht seine Hände. Steinzugewandter Körper - verbunden vom Meer mit dem Stein. Sie sieht seine Angst um sie im Rücken. Die Angst, dass sie verloren geht ohne ihn in den Gewalten, den Gezeiten.

Der Schmerz, den sie jetzt empfindet, ist um vieles stärker, als der Verlust.

Behutsam legt sie ihre Hand auf seinen Rücken. Und. Löst ihn vom Stein. Unerklärbar. Aber es (ist) wa(h)r so.

Wie lange es dauern würde, dass er sich aus der Starre ihrer nicht erfahrenen Zärtlichkeiten lösen würde – ob es je geschehen wird -weiß sie nicht.

Als sie irgendwann die Wärme seiner Hände auf ihrem Körper spürt, weiß sie nicht, warum sie nicht mit ihm schlafen kann. Oder doch? Sie ist noch zu Tode erschrocken.

Bretagne, 1. Juli 1996
17. Januar 06

Nicht gelebtes, doch gelebtes Leben

Eigentlich geht sie nur in die Küche, um das Licht auszuschalten, das er wie so oft anließ. Er sitzt mit seinem Essen im Wohnzimmer, auch hier brennt dieses helle Licht. Sie mag das nicht. Sie will müde werden, damit sie in den nächsten Tag schlafen kann. Sie kann dann sagen, dass sie den alten ordnungsgemäß gelebt hat, wie von sich erwartet. Sie hat keine Kraft mehr, ihren eigenen Ansprüchen heute noch länger gerecht zu werden. Es ist nichts anders gelaufen, als sie es sich vornahm, obwohl sie einige Texte mehr am PC schaffen wollte, aber das ist nicht so schlimm, dafür wird sie jetzt noch die Wäsche bügeln. Sie hat ihn schon gebeten, das Bügelbrett vor den Fernseher zu stellen. Er soll sehen, wie viel Wäsche das ist. In der Küche nimmt sie wieder diesen komischen Geruch wahr. Sie mag es nicht, wenn es schmutzig riecht, auch Bratengerüche riechen schmutzig. Manchmal riecht es im Haus sonntags nach gebratenem Fleisch durch ihre Wohnungstür hindurch, wenn sie gerade aufstehen oder frühstücken, um zehn oder elf, dann ekelt es sie so, dass sie, obwohl sie hungrig ist, kaum etwas essen kann.

Sie findet die Ursache im Abfluss. Ärger überkommt sie. Sie vergisst auch nicht die Betten abziehen oder die Schränke von Zeit zu Zeit auszuwischen. Für sie ist der Geruch jetzt unerträglich. Wut überkommt sie. Sie kann ihn schlecht auffordern, das Abendessen zu unterbrechen, um den Abfluss zu reinigen, schon schlimm genug, dass sie abends

nicht mit ihm isst, aber sie würde dann nicht einschlafen können. Sie ist froh, dass er das duldet und sie weiß, wie sehr ihm das fehlt, mit ihr gemeinsam zu essen, zu Hause oder in einem Restaurant. Manchmal setzt sie sich zu ihm und unterhält sich mit ihm. Aber sie kann es schwer ertragen, ihn so genussvoll essen zu sehen, denn Appetit hätte sie schon. Aber sie weiß, dass das Geheimnis für die Zärtlichkeit, die Zuwendung und die Fürsorge, die er ihr entgegenbringt, dieses sich Immerwiederverlieben vor allem in ihrer Zartheit, ihrer Geschmeidigkeit wie die einer Katze liegt, einer unberechenbaren zugegeben, wie jetzt. Früh ist sie ihm nahe, beim Frühstück, das mag sie, aber sonst muss er sie suchen. Sie ist immer irgendwo. Damit er sie gleich findet, die Stimmung ertastet, ruft er (sie) beim Betreten der Wohnung: „Hier bin ich!“ Sie kann antworten oder nicht, sich freuen oder ihn ignorieren oder umarmen, wonach ihr ist. Er versucht sich einzustellen. Meistens hat sie Glück. Er erwartet nichts von ihr, was sie nicht in Gedanken durchgespielt hätte, das er hoffen könnte. Er fragt nach ihrem Tag, holt sich den von ihr vorbereiteten Teller aus der Küche, lässt dabei das Licht brennen, geht ins Wohnzimmer an den langen französischen Tisch, den sie für gemeinsame Mahlzeiten mit Freunden gekauft hatten, an dem er meistens alleine sitzt, wie jetzt. In Gedanken sieht sie sich ihm gegenüber, an der langen Seite, mit den großen Tellern aus der Provence und einem Glas guten französischen Rotweins. Sie philoso-

phieren ein bisschen, es klingelt und ein paar Freunde kommen vorbei, die sie nicht haben. Während sie aus dem Schrank im Flur „Abfluss-frei“ nimmt, hört sie ihn essen. Sie hasst das, wenn man jemanden essen hört. Sie hat ihm etwas vorbereitet. Sie möchte, dass er sich wohl fühlt. Er sagt, dass es ihm schmeckt, vor allem der Salat. Sie liest die Gebrauchsanweisung, flucht so laut, dass er es hören kann. Das Mittel ist zu ätzend. Sie schraubt den Abfluss auf, um wenigstens das Größte zu entfernen, den schwarzen schleimigen Dreck mit einem Flaschenreiniger. Dabei hört sie ihn kauen. Der zweite Teil des Films, den sie unbedingt sehen will, hat begonnen. Sie bekommt die Schraube nicht wieder hinein. Endlich. In dem Moment bringt er sein Geschirr in die Küche, stellt es ab, sagt ihr, dass der Film angefangen hat. Als sie ihn auffordern will, die Teller in den Geschirrautomaten zu stellen, fällt ihr ein, dass er noch nicht ausgeräumt ist. sie kann sich noch zusammenreißen, löscht das Licht in der Küche und denkt ein bisschen schadenfroh an Morgen früh, wenn er das Kaffeegeschirr einräumen will und es nicht kann. Nun könnte sie den Film sehen, stellt aber fest, dass nur das Bügelbrett steht. Sie hört, wie ein zynisches „Danke, dass du die Wäsche und das Bügeleisen auch geholt hast“, aus ihrem Mund kommt. Er springt auf, aber es ist schon zu spät. Sie ärgert sich darüber, dass sich diese Arbeit so unbemerkt auf ihre Seite geschlichen hat. Jetzt tut er ihr leid. Er weiß nicht, was er machen soll, geht in sein Zimmer und schaut dort den gleichen Film an wie sie.

Ihr fällt in diesem Moment ein, dass sie morgen früh schwimmen gehen, die Badetasche noch zusammengepackt werden muss. Vom Hals bis zum Mageneingang fühlt sie ein Brennen, nein, es ist keine Wut, es ist etwas anderes, wofür es kein Wort gibt. Legt sich das schlechte Gewissen, wenn er nicht sieht, wie sie bügelt? Es muss raus. Sie ist den Tränen nah. Leere Worte von Lieben und Leben. Wir sehen in unterschiedlichen Räumen den gleichen Film. In Gedanken sieht sie sich immer noch am langen Tisch mit ihm reden, essen und Rotwein trinken.

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, da sieht sie seine warmen Augen, die Augen, in die sie bei ihrer ersten Begegnung gefallen war, vor über zwanzig Jahren und schämt sich. Sie zeigt es niemandem. Sie denkt, dass sie ihn nicht verdient hat, deshalb nimmt sie auch manchmal seine Liebe nicht an, wehrt sich gegen seine Umarmung, macht sich steif. Sie denkt, sie muss fortgehen, eine andere werden und dann wiederkommen oder ihm die Chance geben, eine Andere, Fröhliche, Unkomplizierte kennen zu lernen und wenn sie Glück hat, optimistisch und lebensfroh geworden ist, ist er vielleicht noch da. Dann hätte sie ihn verdient. Als sie traurig aus dem Zimmer geht, kommt er nach. Sie spürt, wie seine Augen ihren Rücken streicheln, ihren Nacken. Sie verdient das nicht.

Berlin, 1998

Dieses Gefühl hat sie bis heute.
Obwohl sie gegangen ist und sich verändert hat.
So wird sie wieder gehen. Unruhig. Und voller Erwartung.
Ihr Leben zu leben.
Sie geht nach Paris.

Berlin, 8.12.2005

Ein Reh

Bin verletzt.
Ein Reh.
Ein verletztes Reh.
Bin ein Mädchen.
Herausgelöst aus mir.
Ins Leben geführt.
Gestoßen.
Wegen etwas.
Das sein muss.
Ein Leben.
Unrecht.
Moral über Liebe.
Moral über Mensch.
Moral über Frau.
Moral über mich.
Verletzt.
Ein
Reh.
Ein verletztes Reh.

am 2. Januar 2001

Schatten

Die Sonne im Gegenlicht

Bin

Ich

Manchmal

Schatten für dich.

Für mich.

Da

Und nicht.

Fassbar

Und nicht.

Und doch.

Unfassbar!

Unfassbar

Ich

Bin!

Da.

Ich.

In der Sonne, 25.8.2002

Sinn?

Mein Zimmer.

Rückziehzimmer.

Alleinzimmer.

Insel.

mit Büchern

Ohne Er-Leben

Nur mit Gedanken

Ohne ErLeben-isWelt

Mit GedankenWelt

Gedachter Welt

Gut für mich?

Hoffnung für mich?

Hoffe ich?

Halt für mich?

Leben für mich?

Lebe für M.ich!

In meinem Zimmer, am 27. Juni 2002

Schweige

Schweige!
Du bist groß!

Und lass ihn in Ruhe!
Sein Leben leben!
Auch wenn du alt wirst.
Auch wenn du alt bist.
Es ist Zeit dafür.
Die Zeit ist reif.
Das Reifezeitalter.
Die Alterszeitreife
Die Reifealterszeit.
Ist Da!

Schweige!
Du bist groß!

Schweig' doch endlich!
Du bist doch groß!
Und nicht mehr klein!

Berlin, 31.10.2000

Der Gymnastikball und der Tisch

Blau straff glatt wie neu
rollt der Gymnastikball aus der Verbannung.
rollt in eine Hand
in eine Wohnung
in ein Zimmer
auf einen Teppich.
Rollt und spürt
endlich einen Rücken auf sich.
Endlich – atmet er auf.

Auf dem Weg aus dem Keller
rollt er am braunen runden Tisch vorbei.
Ein alter Tisch
200 Jahre alt.
Alte ehrt man.
Der Tisch weiß das und freut sich
auf seinen Weg aus der Verbannung.
Mit dem Ball gemeinsam war er hier gelandet
vor zwei Jahren.

Jetzt atmet er frische Luft von draußen
die durch den Auszug des Balls herunterströmt
in sein Verließ.
Aber auch ein Wort strömt mit herein.
Dann sag ich dir jetzt
dass ich den alten Tisch wegschmeiße.
Was hat der Tisch mit dem Ball zu tun?
Vernimmt er eine Frauenstimme.

Er kann es nicht mehr erfahren.
Die Tür ist zu.
Da weint er heimlich vor sich hin.

Berlin, 8. Januar 2003

Frost

Wanderung.
Durch die Landschaft.
Die Psyche will nicht mit.
Schon beim Aufbruch musste sie sie wie einen stö-
rischen Hund an der Leine zerren.
Unterwegs scheint sie gezähmt.
Durch Grün und Blau und Sonne und Licht.
Aber.
Abends.
Kurz vor dem Einschlafen.
Reißt sie sich los.
Reißt aus.
Aus.
Und lässt sie erfroren da.
Liegen.
Neben ihr versucht mann.
Sie zurückzuholen.
Unter der heißen Dusche findet sie.
Ein Stück von ihr.
Packt es. Reißt es an sich.
In s.Ich.

Manchmal.
Nachts.
Spürt sie.
Wie der Rest
sIch wieder in den Körper schleicht.
Wo soll er auch sonst hin?

Annaberg, 5. Februar 2000

Isoliert

Mit der Zange zieht man ab.
Die Schicht.
Der blanke Draht liegt.
Frei.
Die Nerven.
Weiß nicht.
Wie es gelungen ist?
Zangenwort.
Zangengriff.
Kein Schutz mehr.
Bis die Drähte sich berühren.
Aus dann.
Alles.
Ruhe.
EndE.I.ICH.

22. 9.1997

Aufrichtigkeit ist mein Wesen

Mein Wesen Aufrichtigkeit ist ins Messer gefallen.
Nicht einmal von hinten.

Nein.

Von vorn.

Ohne Skrupel.

Ohne Lüge in den Augen.

Ohne rot zu werden.

Mein Wesen Aufrichtigkeit kam daher.

Und glaubte.

Was man sagte.

Ohne zu zweifeln.

Wie es sein Wesen ist.

Handelt es aufrichtig.

Und gibt sich.

Plötzlich

Fiel es vornüber

Ins Messer.

Mein Wesen Aufrichtigkeit.

Nein.

Man zieht es nicht heraus.

Das Messer.

Nicht so schnell.

Es wird rosten.

Mit der Zeit.

Es wird dauern.

Mit dem Messer in der Brust.

Vom Fallen vornüber.

Wird es für lange Zeit sehr stolz sein.
Mein Wesen Aufrichtigkeit.
Zu stolz.
So stolz
Wie es noch nie war.

Es wird niemanden davon erzählen.
Dass ihm das passiert ist.
Meinem Wesen Aufrichtigkeit.
Es schämt sich da für.

Jetzt weint es.

Dass ihm das passiert ist.
Es geht nicht mehr.
Hat den Glauben verloren.
An die Aufrichtigkeit des Wesens.
Aber es steht.
Aufrecht.
Das ist wesent.l.ICH.

Anders nach dem Sturz vornüber.
Schweigen!
Nicht da sein!
Weg sein!

Denn.

Man hat es fallen lassen.
Mein Wesen Aufrichtigkeit.
Einfach vornüber.
Ins Messer.

Berlin, 26.6.2000

Fremd

Traum führt sie in eine fremde Stadt
in der sie sich sonst wohl fühlt

jetzt ABER

sieht sie sich ratlos
stehen
geht los, läuft, rennt, immer schneller
Schweiß auf der Stirn
Angst im Herzen
verzweifeltes, rastloses Irren
durch dunkle, nasse Straßen
SUCHT
weiß nicht, wonach
und ahnt es doch!
gleitet langsam die Hauswand entlang
ein leeres schönes Haus! So schön! So leer!
So eine schöne Stadt, so leer!
Herz.Angst. Grenzenlose Erschöpfung

Paris, 2003

Man kann sagen, wer man ist.
Man kann nicht sagen, wer man sein wird.

Angst in mir.
Mich wieder zu verlieren.
In mir.
Wenn du nicht da bist.

Dankbarkeit in mir.
Dafür, dass
du die Frage
nach dem Warum
nicht stellst.
Dem Warum
für meine Veränderung.

Wissen in mir.
Es wird nicht bleiben so.
Kann es nicht.
Es wird kein Vorher geben.

Fragen in mir.
Wie es sein wird.
In einiger Zeit.
Wenn andere Lieder klingen.

Sehnen in mir.
Nach Licht und Sonne.
Nach einem
ganz großen Gefühl.

Neugier in mir.
Auf viel Er-Leben.
Mit dir.

Hoffnung in mir.
DU bist da.
Für mich.
Immer.

Man kann nicht sagen.
Wer man sein wird

2002

Bist DU glücklich? Werde ich mich fragen.

Was ist Glück?

Ich kenne nur eine Wahrheit:

ES ist ein Moment.

Aber die Frage gilt nicht dem ES, sondern dem DU.

Bist du? Ich bin DA.

Aber ich fühle nicht, dass ich bin.

Nicht in diesem Moment.

Ich bin da. DAS ist ein Glück.

Aber die Frage gilt nicht dem DAS, sondern dem DU.

Bist von Sein. DU BIST. Ich kann den Sinn von SEIN nicht erfassen.

Ich komme wieder nur auf DA SEIN.

Aber die Frage gilt nicht dem DA, sondern dem DU.

Bist Du - also BIN ICH?

ICH BIN ein Gefühl, das genau weiß, dass es glücklich sein müsste, weil vieles zutrifft, was glücklich macht und sich deshalb nicht wagt, die Frage zu stellen. ob es glücklich ist, weil es dann vielleicht Gefahr läuft, unglücklich zu werden, weil es das Glück nicht als solches erkennt.

Deshalb kann ich die Frage nur als andere beantworten:

Bist DU so glücklich wie möglich?

Nein. Bin ich nicht.

Berlin, 1998

Ich kenne nur eine Wahrheit
Es ist Glück zu SEIN.
Die Frage gilt mir.
Ich bin.
Ich möchte jetzt nicht anders sein.
In diesem Moment.
Nein, ich bin nicht so glücklich wie möglich.

St. Raphael, August 2005

Regen in der Seele

Es regnet in die Zukunft.

Sehr.

So sehr, dass es für immer nass sein wird.

Ich für immer diesen Regenmantel tragen muss.

Diesen undurchlässigen Regenmantel.

Solange ich den dünneren

der im Wind weht

noch immer nicht sehen werde.

Immer weiter suche.

Suchen muss.

Solange muss ich diesen tragen

ohn durch-lass.

Amalfi, 2003

Er hat ein Bild gemalt

Von mir
Für mich

Den Schmerz
der
mich
nach
unten
zieht

ins Dunkle
Die Angst
Die sich fest hält
An ihm

Fest an ihm
Dass sich die Arme verformen
Der Körper verbiegt
Die kein Mensch kennt
Verzerrt in Richtungen
Expressionismus des Körpers
Er hat es malen müssen
Hat aufhören müssen
Die Provence zu malen
Hat sitzen bleiben müssen
Bis er friert

Es ist ich habe auf dem Stein der
Kapelle gelegen

Es ist Gott er hat ihm meinen
Schmerz vergegenständlicht

Offenbarung für ihn

Erlösung für mich

Mit meinem Leid
Hat er ein Bild gemalt

von mir
für mich

Südfrankreich, 1999

Im Garten

Feuchtwarme Luft lädt ein zum Sitzen im Garten
Die Seele sagt ja
Der Körper sagt nein
Der Geist stimmt für die Seele ab
Und beobachtet den Körper
In der Angst gegen ihn zu sein
Wenn die Sonne nicht stärker wird, geht's sagt der
Kopf
Da beruhigt sich der Geist und fragt: Was mach ich
jetzt?
Wird der Körper mit mir lesen und Freude daran
haben?
Er traut sich nicht das Buch aufzuschlagen
Die Seele und das Herz sind ausgewandert in die
Sonne
Körper und Geist müssen sowieso warten
Bis beide wiederkommen

Im Garten 2001

Lettre pour E.

seh' nur buntes farbloses
herbstlaub
regenblässe in der seele -
liegt in anderem grund
nicht in deinem
also:
sorge dich nicht.

bau haus
unseres - unseres ganz allein
auch wenn ich Weg bin
bin hier
zu haus
also:
sorge dich nicht.

ich geh - wage leben im außen
meinem innen zu entfliehen
nicht dir!
ge(h)wagtes leben
unseres
aber
sorge dich nicht.

M., oktober, 25. 2005

Das Leben selbst ist schon der Wert

Die Frage nach dem Sinn des Lebens ist nur zu beantworten mit der Frage nach dem Ursprung desselben und dem Ende desselben.

Bevor ich sterbe, möchte ich wissen, was vor und nach mir ICH gewesen bin und sein werde.

Ein Teil eines Ganzen?

Ein Nichts?

Ein Etwas, das nur seine Materie wechselt?

Nur Energie an sich, ohne Bindung an Materie?

Erst, wenn ich das weiß, weiß ich, wie ich leben und sterben will und muss.

Muss ich suchen, woher ich gekommen bin, um herauszufinden, wohin ich gehe?

Wie geht das – sterben, um zu wissen, was Leben ist?

Nicht Wissen ist Macht, es ist Grundlage, Erfahrungen zu machen.

Liebe ist Macht. Sie macht Leben.

Nicht gelebtes, doch gelebtes Leben.

1998

Ich Bin

Sie weiß nicht, woher sie kommt.
Sie weiß nicht, wohin sie geht.
So weiß sie nicht, warum sie ist.
Sie weiß nur, dass sie ist.

Mit 20 dachte sie, dass sie mit 30 wüsste, wer sie ist.
Mit 30 ahnte sie, dass sie es nie wissen wird.
Mit 40 wird ihr schmerzhaft bewusst, dass es so ist.
Mit 50 ahnt sie, wo sie ist, dass sie in sich ist, dort,
wo Liebe ist
Unvollkommenheit.
Teile des Ichs irren
Immer auf der Suche, immer an sich zweifelnd.

Sie hat geboren, aber noch nicht sterben gefühlt.

Kann sie in anderen sein, auch?
In denen, die sie nicht liebt, die sie aber vielleicht
kennen, sehen oder mögen?
Wenn sie morgen freundlich ist, schaut, spricht –
ist sie dann drin?
Ihr Ich in allen, denen sie morgen begegnet?
Sie weiß noch immer nicht, woher sie kommt, wo-
hin sie geht.
Aber sei weiß, dass sie nicht nur in sich ist.

Berlin, 1998

Ich stelle mir vor, „wie meine Finger ihre Stirn
berühren, ihr verwundertes
Gesicht, das es nicht mehr gibt.“
(Max Frisch)

So nicht!

Sie wusste das.

Er nicht.

Sie wusste um die Chance, das Gefühl, das ihm
diese Geste bringen kann.

Für ihn. Für sie.

Er nicht.

Sie beneidete ihn um dieses Nichtwissen.

Sie bedauerte ihn wegen dieses Nichtwissens.

Es war zur Gewohnheit geworden, dass sie das
Frühstück, weniger wegen des Essens, mehr wegen
der Stimmung, die es mit sich brachte, vorbereitete.
Sie profitierte davon. Sie konnte ausgeglichener
sein. Das ist lebensnotwendig. Aber irgend etwas
wehrt sich ständig dagegen, sagt ihr, zwingt ihr auf,
diesen Rhythmus zu durchbrechen. Manchmal ge-
lingt ihr das. Er sagt nichts dazu.

Dann freut sie das.

Selbstverständlichkeit

– Bedingung für Liebe?

Dann ärgert sie das.

Gewohnheit – Tod

der Liebe?

Sie hat nicht erwartet, dass es heute ein gemeinsa-
mes Frühstück gibt.

Er, Ja.

Sie hat nicht gewusst, dass er da ist.

Er, Ja.

Sein Satz jedenfalls kommt ihr vor, wie sein schlechtes Gewissen, das sich - statt sich zu seiner Existenz zu bekennen - davonschleichen will: „Wie läuft dein Tag heute?“ Sie fühlt, wie dieser Satz sofort in den Bauch fällt, wo er am wenigsten hingehört. In ihrer Aufzählung, was sie heute nach dem Dienst tut, betont sie besonders die Dinge, die nicht zu ihren Aufgaben gehören, aber deren Erfüllung längst anstehen, oder zu denen sie überhaupt nicht in der Lage ist.

Er hat keine Chance und trotzdem:

Sie spürt, wie seine Finger ihre Stirn berühren.

Er spürt ihr verwundertes Gesicht:

„Ich hasse dich, wenn du so bist“, sagt er und verlässt die Wohnung.

Ohne eine Chance für sie. Hunderte von Bildern, in denen sie den Satz nicht ausgesprochen hat, drängen sich auf.

Es ist der Tod der Liebe.

Wiederbelebung scheint unmöglich. Wie auch das Frühstück.

Sie weiß das.

Er nicht.

Bis er es begriffen hat, werden auch alle anderen Chancen dafür vertan sein.

Sie fragt sich, ob sie dieses Risiko eingehen wird

Ihre Würde sagt ihr, dass sie es tun soll.

Ihr Alter warnt sie davor.

Und.

Sie spürt seine Finger auf ihrem verwunderten Gesicht, weil er nicht wusste, was ihm diese Geste bringen kann. Vielleicht auch ein Frühstück.

1999. Berlin 9.12.2005

*Es ist leichter, das Glaubhafte zu sagen, als
das Wahre.*

(Bertolt Brecht)

Er liegt in diesem Stuhl,
von dem beide hoffen, aber nicht wissen,
ob er ihn wieder verlassen wird.
Er leidet an dieser Krankheit,
von der beide hoffen, aber nicht wissen,
ob sie ihre Liebe angesteckt hat.
Sie leben dieses Leben,
von dem beide annehmen, dass es das noch
das ihre ist,
aber es nicht wissen.
In seinem Stuhl liegend
sieht er sie von weitem kommen.
Den ganzen Tag war er allein.
Den ganzen Tag war sie weg, um des Le-
bens willen, für sie beide.
Er weiß, sie würde zu ihm kommen,
wenn er ihr ein Zeichen gäbe.
Aber dieses Zeichen wäre es die Wahrheit?
Er will die Wahrheit.
Er schließt die Auen.
Er hört sie kommen.
Er hört sie vor dem Stuhl stehen bleiben.
Er wartet auf die Berührung.
Er hört sie weitergehen.
Er schlägt die Augen auf.
Er sieht ihren Rücken.
Er atmet sehr tief.
Sie dreht sich um.
Sie sieht müde aus:

„Rufe mich, wenn du mich brauchst!“
Er sieht sie lange an.
Erst, als sie sich zum Weitergehen umdreht,
sagt er:
„Komm` zu mir, wenn du willst.“
Sie geht weiter.
Aber vielleicht hat sie es nicht gehört.

Er will die Wahrheit
Und glaubt an die Lüge.

Berlin, 1999

Wenn ich will

Könnte ich jetzt Turnschuhe anziehen
Könnte ich jetzt tanzen gehen
Könnte ich lachen
Könnte ich ganz schnell Rad fahren
Könnte ich die Wohnung blank
Ganz blitze blank machen
Warum kann ich nicht wollen?
Weil
Die Augen der Ärztin
Die ehrlichen wasserblaugrauen Augen der Ärztin
Mir sagen
Was Worte nicht sagen können
Diese mitleidenden mitleidigen Augen können
Ihr Wissen
Nicht verbergen
Sehe ich das Leid das ich durchleben werde
Es muss ein furchtbares sein
Es liegt ganz tief in den Augen
Es liegt in ihrer Seele
Ich habe meine Krankheit
in der
in den wasserblaugrauen Augen liegenden
Seele der Ärztin gesehen
Entsetzlich heiß.

Berlin, 1998

Gewissheit

Da ist sie
Die Nachricht
Du hast es

Da ist sie
Die Krankheit
Sie schlägt dich
In den Magen, in den Darm
Dort kommt sie dünn und schleimig
Heraus
Du hast sie nicht verdaut
Sie wäre sonst geblieben
Wo sie hingehört
Drin
Aber
Es findet sich keiner
Der sie dort aufnimmt und verdaut

Aber sie muss drin bleiben
Die Nachricht
Die wie ein Schlag in den Magen
Die Augen
Den Kopf
Kracht
Immer wieder
Sie muss drin bleiben
Wenigstens
Die Nachricht
Damit
Die Krankheit raus kommt

Sie ist ja da

Aber es ist aussichtslos

Ganz aussICHTslos
Aus ICH

Berlin, 1998

Tod ist

Erlösung für die anderen
Erlösung vom Zusehen müssen
Erlösung vom Erschrecken
Erlösung von der Ohnmacht
Erlösung von der Hilflosigkeit
Erlösung von der eigenen Abgestumpftheit
Erlösung vom Mitleiden
ganz erschrockenem Mitleiden
ganz schrecklichem Mitleiden
Erlösung vom Unbegreiflichen
Erlösung von der eigenen Fassungslosigkeit
Erlösung vom Nervenfieber
Erlösung vom Zittern
Endlich tot
Plötzlich tot
ist auch ein Wunder

Sterben ist

Aushalten von Wahnsinn in den Augen
Aushalten der Seelenschreie und Tagträume
Aushalten der eigenen Beleidigungen
Aber auch verzerrtes Lächeln als Antwort auf ein
Streicheln
Unter den Metastasen und dem Morphinum
Tapfere kleine einsame Frau

(Gedenken an Frieda Freund. 7.4.1998, 5.24 Uhr)

Nicht gelebtes, doch gelebtes Leben

Eigentlich geht sie nur in die Küche, um das Licht auszuschalten, das er wie so oft anließ. Er sitzt mit seinem Essen im Wohnzimmer, auch hier brennt dieses helle Licht. Sie mag das nicht. Sie will müde werden, damit sie in den nächsten Tag schlafen kann. Sie kann dann sagen, dass sie den alten ordnungsgemäß gelebt hat, wie von sich erwartet. Sie hat keine Kraft mehr, ihren eigenen Ansprüchen heute noch länger gerecht zu werden. Es ist nichts anders gelaufen, als sie es sich vornahm, obwohl sie einige Texte mehr am PC schaffen wollte, aber das ist nicht so schlimm, dafür wird sie jetzt noch die Wäsche bügeln. Sie hat ihn schon gebeten, das Bügelbrett vor den Fernseher zu stellen. Er soll sehen, wie viel Wäsche das ist. In der Küche nimmt sie wieder diesen komischen Geruch wahr. Sie mag es nicht, wenn es schmutzig riecht, auch Bratengerüche riechen schmutzig. Manchmal riecht es im Haus sonntags nach gebratenem Fleisch durch ihre Wohnungstür hindurch, wenn sie gerade aufstehen oder frühstücken, um zehn oder elf, dann ekelt es sie so, dass sie, obwohl sie hungrig ist, kaum etwas essen kann.

Sie findet die Ursache im Abfluss. Ärger überkommt sie. Sie vergisst auch nicht die Betten abzuziehen oder die Schränke von Zeit zu Zeit auszuwischen. Für sie ist der Geruch jetzt unerträglich. Wut überkommt sie. Sie kann ihn schlecht auffordern, das Abendessen zu unterbrechen, um den Abfluss zu reinigen, schon schlimm genug, dass sie abends

nicht mit ihm isst, aber sie würde dann nicht einschlafen können. Sie ist froh, dass er das duldet und sie weiß, wie sehr ihm das fehlt, mit ihr gemeinsam zu essen, zu Hause oder in einem Restaurant. Manchmal setzt sie sich zu ihm und unterhält sich mit ihm. Aber sie kann es schwer ertragen, ihn so genussvoll essen zu sehen, denn Appetit hätte sie schon. Aber sie weiß, dass das Geheimnis für die Zärtlichkeit, die Zuwendung und die Fürsorge, die er ihr entgegenbringt, dieses sich Immerwiederverlieben vor allem in ihrer Zartheit, ihrer Geschmeidigkeit wie die einer Katze liegt, einer unberechenbaren zugegeben, wie jetzt. Früh ist sie ihm nahe, beim Frühstück, das mag sie, aber sonst muss er sie suchen. Sie ist immer irgendwo. Damit er sie gleich findet, die Stimmung ertastet, ruft er (sie) beim Betreten der Wohnung: „Hier bin ich!“ Sie kann antworten oder nicht, sich freuen oder ihn ignorieren oder umarmen, wonach ihr ist. Er versucht sich einzustellen. Meistens hat sie Glück. Er erwartet nichts von ihr, was sie nicht in Gedanken durchgespielt hätte, das er hoffen könnte. Er fragt nach ihrem Tag, holt sich den von ihr vorbereiteten Teller aus der Küche, lässt dabei das Licht brennen, geht ins Wohnzimmer an den langen französischen Tisch, den sie für gemeinsame Mahlzeiten mit Freunden gekauft hatten, an dem er meistens alleine sitzt, wie jetzt. In Gedanken sieht sie sich ihm gegenüber, an der langen Seite, mit den großen Tellern aus der Provence und einem Glas guten französischen Rotweins. Sie philoso-

phieren ein bisschen, es klingelt und ein paar Freunde kommen vorbei, die sie nicht haben. Während sie aus dem Schrank im Flur „Abflussfrei“ nimmt, hört sie ihn essen. Sie hasst das, wenn man jemanden essen hört. Sie hat ihm etwas vorbereitet. Sie möchte, dass er sich wohl fühlt. Er sagt, dass es ihm schmeckt, vor allem der Salat. Sie liest die Gebrauchsanweisung, flucht so laut, dass er es hören kann. Das Mittel ist zu ätzend. Sie schraubt den Abfluss auf, um wenigstens das Größte zu entfernen, den schwarzen schleimigen Dreck mit einem Flaschenreiniger. Dabei hört sie ihn kauen. Der zweite Teil des Films, den sie unbedingt sehen will, hat begonnen. Sie bekommt die Schraube nicht wieder hinein. Endlich. In dem Moment bringt er sein Geschirr in die Küche, stellt es ab, sagt ihr, dass der Film angefangen hat. Als sie ihn auffordern will, die Teller in den Geschirrautomaten zu stellen, fällt ihr ein, dass er noch nicht ausgeräumt ist. sie kann sich noch zusammenreißen, löscht das Licht in der Küche und denkt ein bisschen schadenfroh an Morgen früh, wenn er das Kaffeegeschirr einräumen will und es nicht kann. Nun könnte sie den Film sehen, stellt aber fest, dass nur das Bügelbrett steht. Sie hört, wie ein zynisches „Danke, dass du die Wäsche und das Bügeleisen auch geholt hast“, aus ihrem Mund kommt. Er springt auf, aber es ist schon zu spät. Sie ärgert sich darüber, dass sich diese Arbeit so unbemerkt auf ihre Seite geschlichen hat. Jetzt tut er ihr leid. Er weiß nicht, was er machen soll, geht in sein Zimmer und schaut dort den gleichen Film an wie sie.

Ihr fällt in diesem Moment ein, dass sie morgen früh schwimmen gehen, die Badetasche noch zusammengepackt werden muss. Vom Hals bis zum Mageneingang fühlt sie ein Brennen, nein, es ist keine Wut, es ist etwas anderes, wofür es kein Wort gibt. Legt sich das schlechte Gewissen, wenn er nicht sieht, wie sie bügelt? Es muss raus. Sie ist den Tränen nah. Leere Worte von Lieben und Leben. Wir sehen in unterschiedlichen Räumen den gleichen Film. In Gedanken sieht sie sich immer noch am langen Tisch mit ihm reden, essen und Rotwein trinken.

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, da sieht sie seine warmen Augen, die Augen, in die sie bei ihrer ersten Begegnung gefallen war, vor über zwanzig Jahren und schämt sich. Sie zeigt es niemandem. Sie denkt, dass sie ihn nicht verdient hat, deshalb nimmt sie auch manchmal seine Liebe nicht an, wehrt sich gegen seine Umarmung, macht sich steif. Sie denkt, sie muss fortgehen, eine andere werden und dann wiederkommen oder ihm die Chance geben, eine Andere, Fröhliche, Unkomplizierte kennen zu lernen und wenn sie Glück hat, optimistisch und lebensfroh geworden ist, ist er vielleicht noch da. Dann hätte sie ihn verdient. Als sie traurig aus dem Zimmer geht, kommt er nach. Sie spürt, wie seine Augen ihren Rücken streicheln, ihren Nacken. Sie verdient das nicht.

Berlin, 1998

Dieses Gefühl hat sie bis heute.
Obwohl sie gegangen ist und sich verändert hat.
So wird sie wieder gehen. Unruhig. Und voller Erwartung.
Ihr Leben zu leben.
Sie geht nach Paris.

Berlin, 8.12.2005

Der Weihnachtsstern

Frühlingsblumen stehen auf ihrem Fensterbrett. Sie hat sie vergangene Woche gegen den Weihnachtsstern ausgetauscht. Er passte nicht zum Frühlingsblick, der sich hinter den Scheiben ihres Zimmers zeigte. Aber er war noch so schön rot, sah noch gar nicht alt aus, noch so jung. Also stellte sie ihn ins Schlafzimmer. Dort kann er sich in Ruhe überlegen, ob er mit den ersten Knospen draußen auskommt.

Heute morgen sieht sie, dass die Frühlingsboten traurig die Köpfe hängen lassen, trotz Wasser. Sie gibt ihnen Aspirin – Migräne. Sie scheinen sich zu erholen. Als sie die Vorhänge zurückzieht, blendet sie der Schnee, ein Märchenwald! Weiß auf den Ästen und dem Boden. Sie holte die Gießkanne und gießt den Weihnachtsstern. Der freute sich und reckt sich auch ohne Aspirin. Von den Bäumen vor dem Fenster löst ein Eichhörnchen eine riesige Schneelawine aus. Die Sommerröschen auf dem Fensterbrett erschrecken und schütteln erstaunt die Köpfe.

Das alles denkt sie, während sie an ihrem Computer schreibt, der ihr diesen Blick auf Blumen und Märchenwald aus dem Fenster dahinter bietet. Sie erschrickt, wenn sie daran denkt, dass sie das aufgeben will.

Sie versucht den Satz vom Glücklicheindürfen, den man ihr heute früh ins Ohr flüsterte, zu hören. Es gelingt nicht. Aber sie will, dass es so bleibt, so

warm, so vertraut. Danach hatte sie sich so lange gesehnt.

Praktisch stellt sie sich ihr Leben immer anders vor. Nur das Bild von diesem Anders will sich einfach nicht einstellen. Dabei hat sie fest damit gerechnet, dass dieser Tag zu Hause ihr helfen würde. Aber in dem Moment, wo sie hier sitzt, kommt ihr Sohn schon wieder, der Liebe, der Böse, und sagt: „Weißt du, wie weh das tut, dass Vati mir noch nie gesagt hat, dass er mich lieb hat! Damit muss ich auch erst mal zurechtkommen.“

Sie erschrickt, ärgert sich, denn sein Vater müsste erschrecken, nicht seine Mutter. Ist es das, was er wirklich braucht. Ein Wort von seinem Vater: Ja Sohn, auch wenn du unbelehrbar, unberechenbar bist, aber ich habe dich doch irgendwo da in mir sehr gern. Aber er würde vielleicht gar nicht erschrecken, sein Vater.

Sie spürt seine Augen auf sich gerichtet. „Er liebt dich dein Vater, aber es fällt ihm schwer, dich zu verstehen“, hört sie sich sagen. Es ändert nichts an seinen traurigen Augen. Wortlos steht er auf und geht zur Tür: „Ich brauche das hier, das Zuhause. Ich habe es nicht gewusst, Ich weiß es erst jetzt. Dass sich der Weihnachtsstern bei dir so lange hält.“

Und schon ist ihr eigenes Ziel–Weg–Bild noch weiter entfernt. Sie muss es neu aufbauen, wie eine Seite im Internet. So wird sie nur einen Spaziergang im Märchenwald machen.

Und?

Berlin, 1999

Sechs Jahre später wird sie ein ganzes Jahr frei nehmen, ihr Leben zu suchen.

Berlin, 8.12.2005

Die eigene Zeit

Die Tochter ist aus dem Haus und nun auch der Sohn. Das Fernstudium ist geschafft und die Wohnung renoviert, eine neue Arbeit in Sicht und ein kürzerer Anfahrtsweg.

Die Aussicht auf Zeit. Seit Jahren Zeit. Momente und Ewigkeit für sich. Eigene Zeit. Er will sie in Händen halten, vorsichtig halten. Nie hatte er Zeit für sich, zu Hause nicht, in der Ehe nicht, die von Anfang an eine Familie war, die ihm die Zeit nahm. Nun wirft er sich in die Zeit, die er nun nach der Arbeit hat. „Guten Abend Zeit!“, ruft er, jetzt gehörst du mir“. Und er sieht, wie die Zeit den Abend begrüßt. Aber die beiden kümmern sich nicht um seinen Gruß. Sie lieben einander, die Zeit und der Abend. Sie sind bisher gut ohne ihn ausgekommen. Er würde die Zeit schon noch kennen lernen. Als er im Zimmer sitzt und endlich die Musik anstellt, als er die Zeitung lesen will, die Fotos sortieren, malen, Akkordeon spielen, Sport treiben, überkommt ihn eine merkwürdige Unruhe und er läuft wie ein gefangener Tiger durch sein kleines Zimmer. Viel zu klein der Raum für die Zeit. Er kauft einen Garten. Baut ein Haus. Einen Schuppen für die Geräte und noch einen, der ein Atelier werden soll. Er schneidet Bäume und legt Beete an. Jedes Jahr kauft er Lavendel und Oleander. Ein bisschen Süden im Garten. Manchmal greift er zum Pinsel und träumt er davon, in der Provence oder Italien zu malen. Erschrocken schaut er auf sein Bild. Ein

kleiner Mann stößt die Zeiger der Uhr mit dem Fuß
oder hält er sie an?

Das ist nicht die Zeit, die er kennen lernen wollt.
Das ist nicht der Mann, der die eigene Zeit schon
seit Jahren verlangt. Jetzt sitzt er da mit der eigenen
Zeit und stellt fest, dass sie sich nur vom Hörensagen
kennen. „Ich suche dich seit Jahren“, ruft er in
die leere Wohnung, ruft es in die Küche, ins Bad,
ins Wohnzimmer. Er wartet darauf, dass auch die
Zeit sich vorstellt. Doch die Zeit bleibt stumm. Aus
lauter Gewohnheit, aus lauter Angst vor der Zeit
auf der Flucht setzt er sich an seinen Computer.

Die Zeit indessen macht es sich in den Winkeln der
Wohnung bequem, in den Büchern, der Musik,
dann im Bett und im Kopf. „Ich habe mich so auf
dich gefreut“, flüsterte er, „habe mich nach dir ge-
sehnt, will mich in dir ausstrecken, in dir sein. Du
bist nicht die Zeit, die ich mir vorgestellt habe.“
Und jetzt?

Berlin, 1999, 9.12.2005

Un petit mot de Marion

Lass' mich gehen.
Diesen Weg.
Wohin und wie ich es möchte.
Dann.
Führt es mich hin zu dir.
Nicht weg.
Auf diesem Weg.
Tust du es nicht.
Und.
Ich gehe ihn dennoch.
Dann.
Mit schlechtem Gewissen und
Schmerzen im Herzen.
Unendlich traurig.

Du darfst mit mir leben.
Dich habe ich gewählt.

M.

7. Februar 2005, Berlin;

18. Juli 2005, St. Raphael

Alltagsfrühstück

Es ist nur Knäckebrötchen für ihn da zum Alltagsfrühstück, die dicken Scheiben für ihn, die ganz dünnen für sie. Sie könnte seine Enttäuschung nicht ertragen, wenn er gleich neugierig in die Küche schaut und nur dieses Brot sehen würde. So sieht sie sich Apfelsinen, Äpfel und eine Banane zerkleinern. Sie hört ihn im Bad. Gleich wird er kommen. „Was machst du schönes?!“ Er umfasst sie. Sie hält die vom Apfelsinensaft tropfenden Hände hinter seinen Nacken. So vermeidet sie die Nähe, nach der sie sich sehnt. In Gedanken wäscht sie ihr Haar, massiert die Kur ein und sitzt ihm sauber, mit eingecremtem Gesicht gegenüber. Hoffentlich schafft sie das. In einer halben Stunde wird er sich auf der Straße umdrehen und darauf warten, dass sie ihm vom Küchenfenster aus zuwinkt. Sie stellt den Obstsalat auf den Tisch, schaltet die Kaffeemaschine an und hört sich auch schon fragen: „Hab’ ich noch Zeit zu duschen?“ Natürlich kann sie, sie muss nicht fragen, aber sie möchte nicht, dass etwas selbstverständlich wird.

Sie stockt.

Dass sich so Fundamentales so einfach denken ließ, kann nicht sein. Sie stellt es, kaum gedacht, schon wieder in Frage. Selbstverständlich ist der Tod. Sie lauscht dem Satz nach. Was ist „**ist**“? Selbstverständlich **sein**? Der Tod ist selbstverständlich. Er versteht sich von selbst. Es versteht sich von selbst, dass er (da) ist. Aber nur, wenn das Leben (da) ist,

entgegnet sie sich selbst. Aber das Leben ist nicht selbstverständlich. Es ist bedingt. Der Tod kommt, auf alle Fälle. Das versteht sich von selbst. Das Leben nicht. Es kommt nicht auf alle Fälle. Jetzt hat sie Angst weiter zu denken. Sie blockiert ihr eigenes Denken, denkt nur noch das vorläufige Fazit: Selbstverständlich ist überhaupt nur der Tod. Sonst gar nichts. Sie wird das Wort nun nicht mehr verwenden dürfen ohne vom Tod zu sprechen, verwenden können, ohne an den Tod zu denken. Eigentlich müsste sie darauf achten, dass alle es tun. Aber sie würden sie nur auslachen. So aber wird verächtlich auf sie hinabsehen, wenn sie ihr sagen, dass sie selbstverständlich kommen, schreiben, sie unterstützen werden, dass sie selbstverständlich immer für sie da sind. Sie wartet schon jetzt auf ihr: „Das ist doch selbstverständlich.“ Was wird sie dann sagen, denken, tun?

„Selbstverständlich kannst du duschen.“ Sie erschrickt bis auf die Knochen. „Nichts ist selbstverständlich, nur der Tod“, sagt sie so leise, dass es keiner hören kann. „Hast du etwas gesagt?“ hört sie ihn fragen, aber sie tut so, als hätte sie unter dem fließendem Wasser nichts gehört und wundert sich, wie er sie hat hören können, so ganz leise, in ihrer Gedankensprache.

Dann sitzt er ihr gegenüber und kann nicht vom Obstsalat lassen. Das freut und ärgert sie. Ihr zwiespältiges Wesen spürt sie nie so deutlich wie in den Momenten, wenn sie ihm beim Essen zusieht. Sie

freut sich, dass es ihm schmeckt, ärgert sich über sein Unvermögen, dieser Versuchung widerstehen zu können, sich stattdessen mit ihr zu unterhalten. Über Leben und Tod vielleicht.

Gleich wird sie allein sein. Sie hat Angst davor und sehnt sich danach. Um der Gefahr dieser in ihr wohnenden lähmenden Traurigkeit zu begegnen, stellt sie sich, sobald sie alleine ist, mitunter vor, es sei ein Film, den sie gleichzeitig dreht und lebt und jeder kann ihr zuschauen. Sie hat sich so selbst in der Gewalt, kann zuschauen und drehen zugleich, ist Regisseur, Kameramann und Figur auf einmal, kann sich beobachten, korrigieren, die Szene wiederholen, notfalls herausschneiden, aus sich und dem Leben.

Aus dem Leben? In den Tod? Das nicht. Aus dem Leben der Normalen. Dem Selbstverständlichen.

Berlin, 2000

Hermann Hesse

So sitze ich in Gaienhofen.
Auf einem einfachen Gartenstuhl aus Holz und
Metall.
An einem runden Tisch mit drei weiteren Stühlen.
Auf denen niemand sitzt.
Niemand sitzen soll.
Jetzt.
Stelle meinen Rucksack hin und mein Buch.
Im Ohr noch die Stimme Hermann Hesses.
Er spricht vom Glück.
Von diesem kurzen Moment.
Glück.
Einen solchen Augenblick lebe ich.
Jetzt.
Zufall?
Hatte längst vergessen, wie es sich anfühlt.
Das Glück.
Stille, leises Plätschern einer Quelle, die ein kleines
Rinnsal bildet.
Vor mir das Museum.
Hinter mir Hesses erstes Wohnhaus.
Gegenüber eine kleine Kirche.

Dazwischen ich.
Im kleinen großen Glück.
Größeres kann in diesem Moment
nicht erfahren werden.
Der Augenblick hält an.
Unglaubliche Ruhe hier eingebettet
in mir.
Liebe.

Kopfsteinpflaster, Sonne, warme Augustsonne im
September.
Blätter in dem kleinen Rinnsal vor mir.
Hesses Statue im Halbschatten.
Ein so einfacher Mensch.
Einer, der sich so bewegt in sich, so ergreift mit
seinen Worten.
Seiner Sprache, mit der er Bilder malt.
noch bevor er das Zeichnen entdeckt für sich.
Ein Moment Besinnung.
Besinnlichkeit, Sinnlichkeit.
Zeitlosigkeit.
Was ist es, das diese warmen Farben in mich lässt?
Bleiben lässt? Ein Zusammenspiel? Sehnsucht nach
etwas?
Dass alles eingebettet, alles, was ich liebe, in dieses
kleine Dorf am Bodensee?
Wiesen, Bäume, Laubbäume, Bücher, die Herbst-
sonne und die Stimme eines Dichters?

Die in meiner Seele klingt!
Und es stimmt. Nach nichts Höhe-
rem strebt jetzt mein Sinn, mein Herz.

Gaienhofen, am 8. September 2005

Am Strand an der Cote d'Azur

Der Strand wird enorm voll. Eine Familie breitet sich aus (s'installe), ja sie installieren sich, die Franzosen, im wahrsten Sinne des Wortes, jeder Millimeter Sand wird genutzt, jede Lücke geschlossen mit Handtüchern, Sonnenschirmen, Bällen, Sandspielzeug, vor mir jetzt jedenfalls eine ganz junge Familie, die Frau, mädchenhaft, sehr schlank, blond-rötliche Haare, Locken, unter einem Tuch gebändigt, feenhafte weiße Haut; mit ihr ein junger Mann, man könnte ihn für einen Deutschen halten, harte zugleich verträumte Gesichtszüge, blond, ganz kurze Haare. Sie liegen getrennt durch einen Kinderwagen mit einem etwa acht Monate alten Säugling. Er träumt ins Meer hinein, dabei den dreijährigen Sohn im Auge, der am Wasserrand spielt, sie beobachtet die Strandmenge, lächelt manchmal etwas verklärt vor sich hin, sie ist schön. Ihr Badeanzug, kein Bikini, wie an allen anderen, ist aus der Mode. Ein schönes Bild – eigentlich. Bis sie sich eine Zigarette anzündet, man merkt, sie ist wütend, sie kann nicht weiterräumen, als der Mann ihr den Dreijährigen bringt, der sich zu weit entfernt hatte, Matteo, schreiend. Dennoch fragt sie, fürsorglich anfangs, was er will, nicht möchte, will (Qu'est-ce que tu veux!), bietet Essen an und Tee, wird ungehalten, als er weiter weint. Blickt sich dabei unsicher um, nimmt ihm die Kekse wieder weg, als er noch immer schreit: Entweder schreien oder essen. Ruhe. Sie schaut triumphierend in die Runde. Wohlwollendes Nicken der Strandgesell-

schaft, besonders der älteren Damen. Als der Säugling weint, zieht es der Vater vor, schwimmen zu gehen. Sie scheint die Nerven zu verlieren, steht auf und beruhigt das Baby mit einer Klapper. Matteo, knieend, den Kopf zwischen den Händen, für einen Moment ruhig, sieht in seiner Schwester eine Verbündete, weint sofort weiter, als die Mutter von dem Säugling ablässt. Der Keks, den er eigentlich essen soll, wird ihm wieder weggenommen. Ein Trösttuch wird ihm hingeworfen, das er umgehend zum Entsetzen der Strandgesellschaft zur Mutter zurückwirft, das aber bei mir landet, ich muss lachen, Matteo auch. Ratlosigkeit in allen Strandgesichtern. Der Vater entscheidet sich für eine neutrale Lösung, er nimmt den Säugling auf den Arm, die Mutter, dankbar für das Angebot, wendet den beiden und damit Matteo und mir den Rücken zu. Als der kleine Junge dieses innige Bild hinter sich bemerkt, beginnt er bitterlich zu weinen und stößt die Mutter verzweifelt und aggressiv mit den Beinen. Ohne sich umzudrehen wird er aus den Augenwinkeln beobachtet. Die Strandgesellschaft belohnt diese Konsequenz mit anerkennenden Blicken. Dafür nimmt sie nun sogar das Geschrei in Kauf. Das Pärchen küsst sich, das kleine Mädchen in der Mitte. Matteo schläft ganz plötzlich vor Erschöpfung ein. So wird dies Erlebnis vielleicht in Vergessenheit geraten, aber er wird seinem Mädchen, mit dem er später verliebt am Strand liegen wird, nicht erklären können, weshalb er von ihren Keksen nicht kostet.

Wenn man länger als die Strandgesellschaft verweilt, die bereits im Hotelspiegel der von der Sonne ausgetrockneten Haut, mit Make-up versucht, die Glätte wiederzugeben, um die teuren Restaurants zu bevölkern, die Tische, unmittelbar an der Promenade zu ergattern, um den Vorübergehenden Reichtum und Glück vorzugaukeln im Wein- und Weinbergschneckenrausch, wenn man die milde, warme Abendsonne genießt, die Ruhe, wird man die Kindfrau mit ihrem rötlichen Haar, Salzwassertropfen auf der Haut mit Matteo am Ufer spielen sehen. Später noch sieht man sie schlafen, fast golden die Haare in der Sonne, ganz entspannt. Endlich ist sie aus der Rolle gefallen.

Saint Raphael, August 2005

Wiener Geschichten

I Schau in die Kronen Zeitung

Sie erwacht in Wien. Nein, nicht im Hotel Kaiserhof. Nein, sie blickt nicht auf den Stephansdom, sieht auch die Hofburg nicht. Nein, es ist auch kein Wiener Schmäh, was aus dem kleinen Radio tönt. Vom kleinen Klappbett aus sieht sie die Stadt nicht, auf die man schaut, hier vom 16. Stock des Studentenwohnheimes aus in Brigittenauer Lände, wenn man jetzt aufstehen würde. Aber sie weiß, wie sie aussieht. Es ist diesig draußen. Stahlbetonbauten. Sie würde sehen, dass der Donaukanal unheimlich schnell fließt, schneller als die Donau selbst, als wolle er mit den Autos, die wie Spielzeug aussehen, mithalten wollen. Weiter unten liegt der Franz-Joseph-Bahnhof. Und zwei Hochhäuser, schon fast in ihrer Sichthöhe. Die rufen dazu auf, in die Kronen Zeitung zu schauen. Dazu müsste man hinunterfahren mit dem Fahrstuhl. Das macht hier niemand. Diejenigen, die die Kronen Zeitung lesen, brauchen diese Aufforderung nicht. Nein, sie ist kein Student. Sie liest auch keine Kronen Zeitung. Sie geht ins Kafeehaus. Dort sieht und hört man alles, auch das Ungeschriebene. Und man sieht die Menschen, aus deren Mund das kommt und man sieht das, was sie dafür hineinstecken. Hat man Glück, bekommt man das Zeitungsgeschehen schon kommentiert, aus allerlei Munde. Und wenn nicht, kann man sich jederzeit die Kronenzeitung an einem langen Stab doch noch vom Haken nehmen.

Das fällt ihr jetzt ein, während sie U2 hört und sich an deren Konzert in Nizza im Sommer erinnert. Aber ihre Gedanken ziehen sie ins Gestern.

Da setzt sie sich in ein solches Kaffeehaus in der Kärntner Straße. Nein. Nicht ins Sacher. Sie ist doch kein Tourist. Sie lässt sich auf eine kleine grüne geschwungene Lederbank fallen, ist froh, dass es nicht eine solche ist, in der man versinkt, wirft Mütze und Mantel ab und atmet durch, bestellt einen Melange, und freut sich schon darauf, wie der Kaffee ihren Körper wärmt. Es ist verdammt kalt draußen. Sie lässt den Zucker vorsichtig über den Milchschaum rieseln. Sie riecht und schmeckt auch schon den süßen Kaffee und die cremige Milch. Sie führt das Glas zum Mund, als auf dem Tisch rechts neben ihr zwei längliche Brötchen landen, Baguettes können das nicht sein. Sie ist in Wien. Selbst wenn es solche wären, würden sie hier anders heißen. Fischgeruch mischt sich mit ihrem schönen Kaffeegeschmack. Sie schaut auf rot weißliche Shrimps. Zu ihnen setzt sich jetzt ein Mann. Langer Mantel. Hut, mittleres Alter. Typisch Wienerisch findet sie. Das zweite Brötchen ist noch unberührt, als die Kellnerin zwei Stück Torte, dunkelbraune Schokolade und zwei Tassen Kaffee mit Schlagobers daneben stellt. Sie kann ihren Blick nicht von diesem Tischbild lösen, obwohl sie es will. Ihr Kaffee schmeckt nach Fisch und Schlagobers. Als der letzte Teil des Fischbrötchens endlich im Mund verschwindet, ist das erste Stück Torte schon auf dem Löffel. Ihr Kaffee wird kalt.

Eine Dame kommt, feiner Schal, feiner Stoff, setzt sich neben ihn statt ihm gegenüber, so wie er es eigentlich will. Er schiebt ihr unmutig die Torte hin und den Kaffee und sagt, dass er sich freuen würde, sie zu sehen und dass die Medikamente noch immer nicht angeschlagen hätten. Seine Leberwerte noch immer nicht besser sind. Da musst du dich schon drei vier Wochen gedulden, bis das anschlägt. Dabei kann sie sich nicht entscheiden, ob sie von der Torte weiter isst oder an der Zigarette zieht. Außerdem ist keine Hand für den Kaffee frei. Den aber braucht sie.

Nur so kann sie sich die Geschwindigkeit erklären, mit der plötzlich alles vom Tisch ist.

Aber das kann doch nicht sein, dass ein Medikament so gar nicht wirkt, wirft er ein. Er müsse einfach Geduld haben, bei ihren Magentropfen sei das genauso gewesen.

Nun ist ihr Kaffee kalt. Sie stiert in die Luft und ertappt die Kellnerin dabei, wie sie sich schnell ein Törtchen aus der Auslage in den Mund schiebt. Sie schaut weg, will ihr die Peinlichkeit des Beobachtet-worden-seins ersparen. Ihr Blick fällt aufs Gegenüber. Auf dem Tisch nur Espresso. Geschminkte Lippen. Lächelnd. Passen nicht zu den Worten, die da aus den Mündern kommen. Direkt und ungeschminkt:

- Du weißt ja, ich wie ich bin. Ich kann mich dann net umstellen. Ich vergess' das dann auch. Und ich muss mir das auch net antun. Deshalb, wenn du meinst, du kannst das net vekraften,

dann komm' ich net zum Fest, dann bleib' ich allein bei mir.

- Das musst du wissen Mama, du kannst schon kommen. Aber du weißt ja, wie's bei uns ist. Es gibt viel zu tun zum Vorbereiten und Zeit für dich ist dann net immer.

- Also, wenn du so sprichst, dann hör' ich schon raus, dass du nicht willst, dass ich komm. Bin das Alleinsein gewöhnt. Dem Peter ist das bestimmt auch lieber. Der hat ja schon immer was gegen mich.

- Das ist jetzt aber ungerecht Mama. Das stimmt einfach net. Der Peter zieht sich halt dann zurück. Das musst du verstehen. Der hält das eben net aus den ganzen Tag.

- Was hält der net aus den ganzen Tag?

- Mama, du weißt genau, was ich mein, zwing mich net, das alles jetzt aufzusagen. Kommst du nun oder nicht?

- Ich bin wie ich bin. Das weißt du. Aber wenn du meinst, dass ich lieber net kommen soll, dann komm ich net.

- Mama, das hab ich nicht gesagt. Natürlich wollen wir, dass du kommst. An Weihnachten gehört die Familie zusammen. Was gibt das denn sonst für ein Bild? Das kannst du net machen.

- Aber du weißt, wie ich bin und ich kann mich da auch net ändern. Darauf musst du dich einstellen.

- Ich weiß, Mama. Aber...

- Na gut, dann komm' ich schon am 23. ...dann kann ich mit Peter die Einkäufe machen und den Baum schmücken...da bist du schon einmal entlastet...am besten, du kaufst rote Kugeln, ja rot...oder nein...die kauf' ich und bring sie mit...Peter wird mich ja vom Bahnhof abholen...nein, ich komm' net abends...da muss er eben mal kurz frei nehmen im Büro...

Sie reißt sich aus dem Gespräch. Wien, denkt sie und fühlt noch immer nichts, was sie halten könnte hier.

Auch links neben ihr beginnt man rauchend zu essen, gleich zwei Stück Torte auf einmal. Sie versteht nichts. Es ist eine andere Sprache, die hier gesprochen wird.

Soll sie jetzt doch die Kronen Zeitung vom Haken nehmen, um sich ein Bild zu machen von diesem Land? Sie verwirft den Gedanken. Wird heute Abend ins Literaturhaus gehen. Dort erfährt sie bestimmt etwas über österreichische Befindlichkeit. Darauf freut sie sich jetzt, steht auf und geht ans Fenster.

„Schau in die Kronen Zeitung“ liegt im Nebel.

Wien, 26.11.2005

Inhaltsverzeichnis

Unterwegs nach Hamburg	3
Regenbrötchen	4
Vorfreude	6
Traumtod	7
Die Katze	8
Café - Portraits	9
Die Liebe wird alt	11
Mondfahrt	13
Eine Liebesgeschichte	14
Nicht gelebtes, doch gelebtes Leben	17
Ein Reh	22
Schatten	23
Sinn?	24
Schweige	25
Der Gymnastikball und der Tisch	26
Frost	28
Isoliert	29
Aufrichtigkeit ist mein Wesen	30
Fremd	32
Man kann sagen, wer man ist.	33
Bist DU glücklich? Werde ich mich fragen.	35
Regen in der Seele	37
Er hat ein Bild gemalt	38
Hat er ein Bild gemalt	39
Im Garten	40
Lettre pour E.	41
Das Leben selbst ist schon der Wert	42
Ich Bin	43
So nicht!	44

Er liegt in diesem Stuhl	47
Wenn ich will	49
Gewissheit	50
Tod ist	52
Nicht gelebtes, doch gelebtes Leben	53
Der Weihnachtsstern	58
Die eigene Zeit	61
Un petit mot de Marion	63
Alltagsfrühstück	64
Hermann Hesse	67
Am Strand an der Cote d'Azur	69
Wiener Geschichten	72

